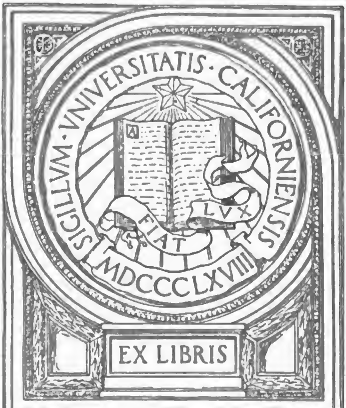
WALTHER VON DER VOGELWEIDE: VORTRAG, GEHALTEN IN DER AULA ZU BASEL...

Karl Meyer

Otto Bremer.
16.6.92.



Walther von der Vogelweide.

VORTRAG,

gehalten in der Aula zu Basel

am 15. December 1874

von

Dr. Karl Meyer.

BASEL.
Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.
(Hugo Richter.)
1875.

Schweighauserische Buchdruckerei.

Unter den Pergamenthandschriften des dreizehnten und des beginnenden vierzehnten Jahrhunderts, deren Blätter die theilweise noch stattlichen Reste unserer mittelalterlichen lyrischen Poesie der Nachwelt aufbewahrt haben, sind einige mit mehr oder weniger zierlichen Malereien geschmückt, welche die Sänger jener Jahrhunderte im Bilde darstellen. Bunte Gewänder umhüllen den Leib dieser Sänger; mancher von ihnen sitzt hoch zu Ross in stählerner Rüstung, und sein Schild oder die Decke seines Pferdes ist mit dem Wappen seines Hauses geziert. Hie und da ist sogar ein noch etwas mehr in's Individuelle gehender charakteristischer Zug angebracht. Kaiser Heinrich z. B. — es ist der sechste dieses Namens aus dem Hause der Hohenstaufen gemeint — trägt eine Krone auf seinem Haupt, und seine Rechte führt das Scepter. Friedrich von Hausen, ein rheinischer Sänger des zwölften Jahrhunderts, erscheint in einem Schiffe sitzend und über das Meer fahrend, weil er in Wirklichkeit an dem Kreuzzuge Friedrich Barbarossa's Theil genommen hatte. Trotz alledem fehlt in den Mienen dieser Dichterfiguren jeder wahrhaft individuelle Zug; steif und gleichgiltig blicken die meisten unter ihnen dem Beschauer entgegen, selbst diejenigen, deren Antlitz nicht, wie z. B. das Hartmanns von Aue in der Weingartner Handschrift, durch das heruntergelassene Visier bedeckt ist.

Versteht man es aber, die Lieder und Sprüche selbst zu entziffern, welche das Bild eines solchen Ritters um-

geben, und vermag man den geistigen Inhalt seiner Dichtungen sich anzueignen, so fühlt man sich plötzlich von einem mehr oder weniger verwandten Gemüthe angezogen; das ausdruckslose Gesicht des gemalten Dichters wird zwar auch in diesem Falle wenig von seiner Ausdruckslosigkeit verlieren; wohl aber wird aus den vergilbten Blättern, welchen seine Empfindungen und Gedanken anvertraut sind, ein anderes geistigeres Bild desselben in unserer Einbildungskraft erstehen.

Was von handschriftlich Ueberliefertem aus der Zeit des Mittelalters auf unser Jahrhundert sich vererbt hat, ist jetzt sowohl dem engern Publikum der eigentlichen Fachmänner als dem weitern der blos Geniessenden durch bequeme, gedruckte Ausgaben zugänglich gemacht worden. Versuchen wir es daher, an der Hand dieser Ausgaben, den Gang der mittelalterlichen Lyrik überhaupt und den Lebensgang Walthers von der Vogelweide insbesondere in ein Gesammtbild zusammenzufassen. —

Die Kunstlyrik des Mittelalters ist zuerst in der Provence aufgeblüht. Die Dichter jener Landschaft heissen Troubadours, ihre Sprache ist die provençalische, welche wir uns übrigens nicht auf die kleine Provence eingeschränkt, sondern durch das ganze südliche Frankreich, sowie in den angrenzenden italienischen und spanischen Landschaften müssen verbreitet denken. Der älteste überlieferte Name eines Troubadours ist der des Grafen Wilhelm von Poitiers (1087—1127), und nach ihm dichteten diese Troubadours das ganze zwölfte Jahrhundert hindurch. Die Albigenserkriege zu Anfang des dreizehnten haben der provençalischen Poesie im Grossen und Ganzen den Todesstoss gegeben, da die Pfleger derselben meistens der unterliegenden Partei der Ketzer angehörten.

Ludwig Uhland hat in einem Balladencyklus, welchen er „Sängerliebe“ betitelt, einige hervorragende Züge aus dem Leben solcher Troubadours geschildert; es sind nur wenige aus der grossen Zahl der Dichter, welche er da hervorhebt, Rudello, Durand, der Kastellan von Couci, Don Massias, und doch geben uns die dort erzählten Züge ein ziemlich treues Bild des Lebens und Treibens jener Sänger. Rudello z. B., eigentlich Jaufre Rudel von Blaya, hatte durch heimkehrende Pilger die Gräfin von Tripolis rühmen hören; er verliebte sich in Folge dessen in dieselbe, ohne sie je selber gesehen zu haben:

Schiffer, Pilger, Kreuzesritter
Brachten dazumal die Mähre,
Dass von Tripolis die Gräfin
Aller Frauen Krone wäre;
Und so oft Rudell es hörte,
Fühlt' er sich's im Busen schlagen,
Und es trieb ihn nach dem Strande,
Wo die Schiffe fertig lagen.

Schliesslich gelangt der Sänger zu Schiff nach Tripolis; er ist aber während der Fahrt erkrankt und sieht, in Tripolis angekommen, die Gräfin nur noch sterbend. Die Geschichte mag sich um das Jahr 1170 zugetragen haben.

Im Ganzen waren die verliebten Stimmungen, in welchen wir Rudel und andere Troubadours sehen, mehr Sache der Phantasie oder der Convenienz, als Sache des Herzens. Für erstere, für die Liebe der Phantasie, gewährt das eben angeführte Beispiel einen mehr als hinreichenden Beleg. Und dass die Convenienz in andern Fällen das leitende Motiv war, zeigt z. B. der Mönch von Montaudon; an und für sich schon durch seinen Stand von der wahren Herzensliebe, deren Endzweck schliesslich doch

die Ehe ist und sein muss, ausgeschlossen, musste der Mönch, sobald er überhaupt den Beruf zum Dichten in sich fühlte, die Bahn der Convenienz betreten und sich verliebt stellen, auch wenn er es nicht war. Die Liebe, oder wenigstens die dichterische Behandlung dieses Thema's einerseits und die Ehe andrerseits waren überhaupt bei jenen provençalischen Sängern nicht identisch, sondern es waren Gegensätze, und zwar Gegensätze, in welche die romanischen Völker nicht nur in dem Jahrhundert der Troubadours verwickelt waren; auch die von dem grossen Florentiner Dante Allighieri gefeierte Beatrice war bekanntlich Gemahlin eines Andern, und wir sehen zugleich aus diesem letztern Beispiele, dass wir keineswegs ausschliesslich an unsittliche Verhältnisse zu denken haben, wenn uns ein Troubadour eine verheirathete Dame in glühenden Farben lobpreist.

Das Element der Liebe war indessen keineswegs das einzige, welches in den Dichtungen der Provençalen wiederklingt. Auch die Liebe zur Heimat macht sich ab und zu geltend, z. B. in den schönen Strophen des Peire Vidal:

Aus der Luft saug' ich Erquicken,
Die mein Land Provence sendet,
Alles freut mich, was es spendet,
Ja, ich höre mit Entzücken,
Was man Gutes von ihm spricht,
Frage und ermüde nicht:
So kann mich sein Lob erfreuen. U. s. w.

Oder der Dichter mahnt sich und Andere zum Zug in's heilige Land, zur Befreiung des heiligen Grabes aus den Händen der Ungläubigen. In den hierauf bezüglichen sogenannten Kreuzliedern stehen die Provençalen geradezu unübertroffen da.

Endlich ist noch eine Art der provençalischen Lyrik zu erwähnen, welche mehr als die bisher angeführten Sache des Verstandes und daneben auch der Phantasie, in geringerm Grade hingegen Sache des Gemüthes ist. Im Gegensatze zu dem minniglichen Gedichte nämlich, zur Canzone, stehen die sogenannten Sirventes, Dichtungen, welche sich nicht mit den Empfindungen des Herzens, sondern mit den Ereignissen des Tages beschäftigen und diese scheltend und strafend, mit den Waffen des Zornes oder des Spottes, behandeln. Hauptrepräsentant dieser zweiten Gattung der provençalischen Lyrik ist Bertran de Born, der bedeutendste aller Troubadours. Wild und stürmisch, wie das äussere Leben dieses Ritters gewesen ist, so war auch seine Poesie. Wenn wir überhaupt eine glühende Phantasie, die Gabe beissenden Spottes und einen selten sonst erreichten Grad von persönlichem Muth und persönlicher Keckheit als Hauptvorzüge eines Dichters ansehen dürfen, so müssen wir Bertran und müssen wir die Troubadours überhaupt unbedingt über die deutschen Lyriker des Mittelalters stellen. Eines freilich fehlt ihnen, eine dichterische Eigenschaft, welche zwar bei weitem nicht alle Deutschen, wohl aber der grösste derselben, Walther von der Vogelweide, in immensem Grade besessen hat. In den Sprüchen Walthers tritt uns beinahe auf jeder Seite das Ideal des Dichters entgegen, und dieses Ideal ist die Macht und Einheit des deutschen Reichs oder, concret ausgedrückt, der vornehmste Repräsentant der Reichseinheit, der Kaiser. Ein solches Ideal hatten die Troubadours nicht, und wenn man billig sein will, wird man auch begreifen, dass sie ein solches in ihrer politisch zerrissenen und in kirchlicher Hinsicht durch die Albigenserwirren zerrütteten Heimat nicht haben konnten. Diese letztern haben denn auch die

provençalische Poesie in ihrer schönsten Blüthe geknickt; die Troubadours hatten die Diener der Kirche meistentheils mit ihren dichterischen Waffen bekämpft; die Kirche aber war es, die aus jenen Kämpfen im Beginn des dreizehnten Jahrhunderts siegreich hervorgieng. Unter solchen Umständen verstand es sich von selbst, wenn das poetische Leben jener Länder zwar nicht völlig erlosch, aber doch tief von seiner bisherigen Höhe sinken musste.

Von den Provençalen ist die Lyrik zunächst zu den Franzosen gekommen. So gross indessen im Mittelalter die Verdienste der Franzosen um die epische Poesie gewesen sind, auf dem der Lyrik sind sie hinter den Provençalen zurückgeblieben, und auch von den Deutschen sind sie darin sowohl in älterer als in neuerer Zeit übertroffen worden. Am besten sind ihnen verhältnissmässig noch diejenigen Gedichte gelungen, deren Gepräge ein mehr oder weniger volksthümliches ist. Hingegen hat die französische Lyrik des Mittelalters wenigstens in formeller Hinsicht anregend und befruchtend auf Deutschland gewirkt und, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, bildet sie allerdings ein nothwendiges Glied in der Kette, welche die hauptsächlichsten Culturvölker des Abendlandes in Bezug auf ihre Poesie verbindet.

Ausschliesslich freilich ist die deutsche Lyrik des Mittelalters nicht aus der französischen hervorgegangen, vielmehr begegnen wir den frühesten Erscheinungen derselben im Südosten des deutschen Reiches, in Oesterreich und in Bayern, schon in der Mitte des zwölften Jahrhunderts, also zu einer Zeit und namentlich in einer Gegend, welche nicht gerade für französischen Einfluss sprechen. Es sind Dichtungen von volksthümlicher Einfachheit und von geringem Umfange, denen wir dort begegnen. Ein Dichter jener

Zeit lässt z. B. ein Mädchen folgendes Geständniss ablegen:

Wenn ich in meinem Hemde nächtlich steh' allein,
Und ich da gedenke edler Ritter, dein,
So glühet meine Wange, wie die Ros' am Dornstrauch glüht,
Und leise senkt sich oftmals mir die Sehnsucht in's Gemüth.

Oder eine Andere klagt über die Untreue ihres Geliebten und vergleicht diesen mit einem entflogenen Falken:

Ich zog mir einen Falken länger als ein Jahr.
Doch als er, wie ich ihn wollte, vertraut und zahm mir war,
Und ich ihm sein Gefieder mit goldner Zier umwand,
Da hob er sich zur Höhe flog von mir in ein ander Land.

Ich sah seitdem den Falken oft in stolzem Flug.
Doch ach! an seinen Füssen er seidne Fesseln trug,
Ein fremdes Gold ihm glänzte roth im Gefieder —
O sende, Gott, den Liebsten, sende mir ihn wieder.

In um so höherem Grade ist dafür der französische Einfluss in den Rheingegenden mächtig gewesen, wo uns als erster Name von Bedeutung der eines niederrheinischen Sängers, der des Limburgers Heinrich von Veldeke, entgegentritt. Und wiederum vom Gestade des Rheins, freilich aus einer dem Oberland näher gelegenen Gegend, ist Reinmar der Alte oder, wie man ihn nach seinem Familiennamen wohl auch nennen dürfte, Reinmar von Hagenau, nach Wien an den Hof Herzog Leopolds VI.

von Oesterreich gezogen. Es war dies eine bedeutungsvolle Uebersiedelung, bedeutungsvoller z. B. als wenn in unsern Tagen Emanuel Geibel von München nach Lübeck gezogen ist, um dort dem Culturkampfe der Gegenwart und seinen Organen näher zu sein, als in München. Einmal nämlich war der Wiener Hof vor und nach dem Jahre 1200 unter seinem babenbergischen Herzogsgeschlechte neben der Wartburg, der Residenz der Landgrafen von Thüringen, ein für Dichter und Sänger besonders angenehmer Aufenthaltsort. Und noch wichtiger als die Ursachen, welche Reinmar veranlassen mochten, nach Wien zu ziehen, waren für die Entwickelung der damaligen Poesie die Folgen dieses Ereignisses.

Soweit es sich nämlich um die Ausbildung der äussern Form, um die künstlerische Vollendung von Rhythmus, Versbau und Strophenbau, um Genauigkeit des Reims u. s. w. handelt, konnte der romanische Einfluss den damaligen Deutschen allerdings nur zu Gute kommen. Handelte es sich aber darum, nicht nur der äussern Form, sondern auch dem Inhalte gerecht zu werden, der Dichtung den Reiz des Gemüthlichen, des Humors und der echten Volksthümlichkeit zu geben, so war ohne Zweifel Oesterreich dasjenige deutsche Land, in welchem dergleichen am leichtesten zu Stande zu bringen war. Dort waren jene leutseligen Edlen zu Hause, welche wie Neidhart von Reuenthal oder wie der selbst wieder zum Gegenstande der Dichtung gewordene Tannhäuser die Vergnügungen des Landvolks theilten und besangen. Dort freilich lebten auch jene reichen und lebensfrohen Bauern, deren Leben und Treiben den jungen Edelmann zu den gepriesenen Tänzen einladen mochte, welche im Sommer auf grünen Wiesen und im Winter in den geräumigen Bauernstuben gehalten wurden.

Reinmar von Hagenau zwar ist noch nicht so recht auf den Ton des österreichischen Land- und Volkslebens eingegangen. Wohl verdient er den Namen eines fruchtbaren und liebenswürdigen Dichters. Aber er ist doch nur fruchtbar, so weit man das, ohne ein eigentliches Dichtergenie zu sein, bei blosser Sprach- und Formgewandtheit und bei einseitiger Pflege des Minnesanges sein konnte. Um so mehr hingegen vereinigt Walther von der Vogelweide die sämmtlichen Vorzüge in sich, welche ein angeborenes Genie, eine gute Schule, Vielseitigkeit der Beobachtung, der Empfindung und der dichterischen Reproduction des Angeschauten oder Erlebten und endlich auch ein der Dichtkunst in jeder Beziehung günstiger Boden ihm verleihen konnten.

Es sind weder Biographien noch chronologisch bestimmte Berichte in Urkunden oder Chroniken, welchen wir Aufschlüsse über den Lebensgang unseres Dichters verdanken. Wir sind vielmehr in dieser Beziehung eher etwas dürftig bestellt und mehr oder weniger auf Walthers eigene Worte, also auf theils zufällige, theils lückenhafte Angaben seiner Gedichte angewiesen. Den Vermuthungen der Forscher ist in Folge dessen ein ziemlich breiter Spielraum gelassen, und die Resultate, welche man hie und da glaubte gewonnen zu haben, manchmal auch wirklich gewonnen hatte, widersprechen einander natürlich häufig genug. Walthers Charakter, seine Ansichten über Irdisches und Himmlisches, über Staat und Kirche, seine Urtheile über die Ereignisse, die er erlebte, kennen wir leidlich genau. Aber wo und wann er geboren ist, wann er starb, ob er verheirathet war und ob er Kinder hatte, kurz alles dasjenige, was unter die Rubrik der äussern Lebensumstände fällt, ist nur spärlich und nur theilweise auf die Nachwelt gekommen.

Unter solchen Umständen müssen wir es wenigstens als ein Glück ansehen, dass Walther von der Vogelweide nicht unter die Kategorie derer gehört, von welchen man nichts anderes sagen kann, als „er ward geboren, ass, trank, schlief — und starb“.

Am wahrscheinlichsten ist es, dass Walther aus den fränkischen, jetzt bayerischen Maingegenden stammte, und geboren mag er etwa zwischen 1160 und 1170 sein. Aber schon frühe mag ihn seine Vorliebe für poetisches Schaffen und vielleicht auch ein angeborener Wandertrieb von der heimathlichen Scholle weg und in die weite Welt hinaus getrieben haben. Ohnehin gehörte er dem niedern Adel an, welcher, minder begütert wie er war, auf die Gunst und die Unterstützung reicherer Standesgenossen oder fürstlicher Gönner angewiesen war. Dass es unter solchen Umständen vor allen Dingen der Wiener Hof war, welcher den jungen Dichter vorzugsweise anzog, lag in der Natur der Sache. Nicht weniger als drei unmittelbar auf einander folgende österreichische Herzoge, Leopold VI., Friedrich I. und Leopold VII. (1177—1216), waren Gönner der Poesie; die beiden zuletzt genannten hat Walther persönlich gekannt und besungen, und der erste hatte wenigstens durch die Gunst, welche er der Poesie zuwandte, einen Boden geschaffen, welcher Dichter oder solche, welche es werden wollten, nach Wien zog. So ist es denn freilich kein Wunder, wenn Walther von sich selber gesteht, er habe in Oesterreich singen und sagen gelernt. Auch die Hofhaltung des thüringischen Landgrafen Hermann hat er ab und zu besucht; doch verweilt er in seinen Schilderungen offenbar mit grösserer Vorliebe beim Wiener Hof.

Den Hauptgegenstand seiner frühesten Dichtungen bildet nun, wie das in der Natur der Sache lag, die Liebe oder,

wie sie in der Sprache des Mittelalters hiess, die Minne. Schon bei den Provençalen und bei den Franzosen nimmt die Minne einen bedeutenden Theil der dichterischen Thätigkeit in Anspruch; es ist jedoch für die Romanen bezeichnend, dass dieselbe gerade, wo sie am bedeutsamsten hervortritt, meist auf verheirathete Damen sich bezieht. Das berühmteste Erzeugniss eines solchen mit den Reizen poetischer Darstellung verklärten Verhältnisses ist die so unendlich schöne aber auch unendlich traurige Liebesgeschichte von Tristan und Isolde. Sie bildet das Thema einer der schönsten epischen Dichtungen des Mittelalters, des Tristan Meister Gottfrieds von Strassburg. Auch in Deutschland hat also die Schilderung solcher Verhältnisse Eingang gefunden, ist jedoch da, weil sie weder im deutschen Volksleben ein nationales Fundament hatte, noch wie in Dante's Vita nuova auf Reinigung des Herzens ausging, mehr oder weniger zur Karrikatur geworden. Ulrich von Lichtenstein z. B., ein jüngerer Zeitgenosse Walthers von der Vogelweide, beschreibt uns in seinem Frauendienst, wie er aus Liebe zu einer verheiratheten Dame — er selber war übrigens auch kein Hagestolz — als Frau Venus verkleidet von Land zu Land, von Hof zu Hof, von Turnier zu Turnier zog. Die Erzählung ist unbeschreiblich läppisch und langweilig; sie wird blos geniessbar, wenn das Läppische über alles Maass hinausgeht, z. B. wenn er erzählt, er habe das Waschwasser seiner Dame getrunken, er habe sich ihr zu Liebe einen krumm gewordenen Finger abschlagen lassen und habe ihr denselben zugeschickt u. s. w. Walther hat derartige Thorheiten nicht begangen, und wenn er auch hie und da einmal etwas zu hoch hinauf wollte, so bleibt er doch stets auf dem Boden wirklich empfundener Liebe und wahrer Zuneigung, niemals

aber verirrt er sich in lediglich erträumte oder fingierte Zustände.

In einer Zeit, in welcher das Dichten mehr oder weniger zu den unentbehrlichen Requisiten eines jungen Edelmanns gehörte — und so verhielt es sich in der That in der Hohenstaufenzeit —, in einer solchen Zeit drängten sich viele höchst mittelmässige Talente an die edle Sangeskunst heran. Man dichtete damals, weil Andere es ebenfalls thaten, oder weil es Mode war, und keineswegs immer aus innerm Herzensdrang; nicht Jeder musste dichten, weil sein Herz ihn dazu drängte, sondern er wollte es, um damit zu glänzen, um etwas zu scheinen vor der Welt, oder um die Gunst hochgestellter Herren zu ersingen. Wer daher nicht wirklich liebte und doch auf dem breitgetretenen Wege des Minnesanges mitwandern wollte, der war genöthigt, dergleichen Verhältnisse zu fingieren und die so ersonnenen zu besingen. Unter den Liedern jener Zeit gibt es gar nicht wenige, welche die Annahme wahrscheinlich machen, ihre Verfasser hätten die Minne blos vom Hörensagen gekannt und nicht aus eigener Erfahrung.

Walther von der Vogelweide gehört glücklicherweise nicht zu dieser Classe von Dichtern; dazu stand in seinen Augen die Kunst sowohl als die Minne zu hoch. Letzteres spricht er selber aus mit den Worten:

Minn' ist Wonne zweier Seelen;
Theilen beide gleich, so ist die Minne da.
Kann jedoch nicht Theilung sein,
So vermag's ein Herz alleine nicht zu tragen.

Nachweisbar sind genau genommen aus Walthers Liedern nur zwei minnigliche Verhältnisse. Das eine Mal ist es ein Mädchen auf dem Lande, welchem er den Hof macht, das andere Mal eine adelige Dame. Was zunächst das

Mädchen auf dem Lande betrifft, so lässt sich nicht läugnen, dass gerade die frischesten, mit dem Reize der Volksthümlichkeit am meisten bekleideten Lieder dieses Verhältniss wiederspiegeln. Da bietet er der Geliebten einen Kranz an, da wünscht er, auf der Heide mit ihr Blumen brechen zu dürfen, da ist ihm der gläserne Fingerring seines Mädchens lieber, als der goldene einer Königinn. Den Höhepunkt aber erreicht die dichterische Verherrlichung dieses Verhältnisses in einem Liede, welches Walther dem Mädchen selber in den Mund legt:

Unter der Linden
An der Heide,
Wo ich mit meinem Trauten sass,
Da mögt ihr finden
Wie wir beide
Die Blumen brachen und das Gras.
Vor dem Wald mit süssem Schall
Tandaradei!
Sang im Thal die Nachtigall.

Ich kam gegangen
Zu der Stelle;
Mein Liebster war schon vor mir dort.
Mich hat empfangen
Mein Geselle,
Dass ich bin selig immerfort.
Ob er mir auch Küsse bot?
Tandaradei!
Seht, wie ist mein Mund so roth!

Da gieng er machen
Uns ein Bette
Aus süssen Blumen mancherlei;

Des wird man lachen
Noch, ich wette,
So jemand wandelt dort vorbei.
An den Rosen er wohl mag,
Tandaradei!
Merken, wo das Haupt mir lag.

Wie ich da ruhte,
Wüsst' es einer,
Behüte Gott, ich schämte mich.
Wie mich der Gute
Herzte, Keiner
Erfahre das, als er und ich.
Und ein kleines Vögelein
Tandaradei!
Das wird wohl verschwiegen sein.

Niemand also darf Zeuge dieser Zusammenkunft sein als die Nachtigall, und diese, meint der Dichter, werde ja wohl verschwiegen sein.

Den Uebergang zu einem vornehmern Gegenstande der Minne Walthers bildet folgendes Lied:

Aller Würdigkeit Verleiherinn,
Das seid Ihr alleine ganz, Frau Masse.
Heil ihm, der stets nach eurer Lehre that!
Schämen soll er um bescheid'nen Sinn
Sich am Hofe nicht noch auf der Strasse.
Darum so such' ich, Herrinn, euern Rath,
Dass Ihr nach Fug mich lehret werben.
Werb' ich hoch und werb' ich nieder, bringt's [Verderben.
Zu nieder gab mir schier den Tod,
Nun krank' ich an dem Ueberhoch;
Schüf' Unmass fürder mir nicht Noth!

Und in dieser Weise ist noch manches von Walthers Liedern erklungen; der Frühling mit seinem Blüthenduft und seinen Nachtigallenliedern bildet gewöhnlich den Rahmen, und in diesen letztern stellt uns dann Walther, bald in leisen Zügen andeutend, bald ausführlich alle Einzelheiten ausmalend, das Bild seiner Herzensköniginn. Manchmal freilich steigt auch ein Schatten an dem Himmel seiner Minne auf, und er kommt dann bis zu der wehmüthigen Klage:

Was sie da heissen Minne, ist lauter Herzeleid.

Bekanntlich gehört aber der Schatten auch zu einem guten Gemälde und eine Landschaft ohne Schatten hat bei weitem nicht den Reiz, welchen uns der Wechsel von Licht und Dunkel bietet.

Wenn wir übrigens Walthers Verdienste auf dem Gebiete des Minnesangs und des Liedes in seinem ganzen Umfange würdigen wollen, so dürfen wir noch einen Umstand nicht verschweigen. Der moderne Dichter dichtet bekanntlich sein Lied oder seine Ballade zum einfachen Lesen oder höchstens zum Declamieren und überlässt es dann dem Zufall, ob vielleicht ein Componist die Gefälligkeit hat, noch eine Melodie hinzuzufügen. Im Mittelalter war das anders, da war der Dichter eines Liedes zugleich dessen Componist. Es musste derselbe zu dem ‚Ton' — so hiess damals die Strophenform — noch die ‚Weise', die Melodie, fügen. Einen Ton nun und die damit verbundene Melodie durfte er gelegentlich wieder mit einem neuen Texte wiederbringen; hingegen war es schlechterdings verboten, den von einem andern Dichter erfundenen Ton sich anzueignen; wer es dennoch that, wurde als „Tönedieb" gebrandmarkt. Damals also war der Dichter auch Sänger, und darauf beruht denn auch die aus dem Mittelalter

stammende und für manche Dichtungen jener Zeit vollkommen passende Wortverbindung „singen und sagen"; auf moderne Dichter angewandt, passt der Ausdruck „singen" nur in höchst seltenen Fällen. —

Im Spätjahr des Jahres 1197 kam die Trauerkunde aus Sicilien nach Deutschland, Kaiser Heinrich VI. sei zu Messina nach kurzer aber glorreicher Regierung gestorben. Die Welt war in Folge dessen nur um ein Scheusal ärmer geworden; allein es lag in der Natur der Sache, dass man in Deutschland, wo Heinrich seine Frevel nicht verübt hatte, anders über dieses Ereigniss dachte als in dem darniedergetretenen unteritalischen Normannenreich. In Deutschland sahen die Einen zuversichtlich, die Andern besorgt der Zukunftsregierung entgegen, und Heinrichs Tod weckte alle Eifersucht und allen Hass, dessen die beiden damaligen Parteien im Reiche, die Ghibellinen und die Guelfen, fähig waren; jene wählten Heinrichs jüngern Bruder, den Hohenstaufen Philipp, diese Otto, den Sohn Heinrichs des Löwen, zum König. Für Walther von der Vogelweide aber und für die mittelalterliche deutsche Poesie überhaupt war die Zeit eine entscheidende. Dass es jetzt einen charakterfesten und zugleich dichterisch begabten Mann mächtig drängen musste, auch die politischen Begebenheiten jener Tage in den Kreis seiner Kunst zu ziehen, lag nahe. Das Lied freilich, welches Walther bis jetzt gepflegt hatte, mochte sich hiezu weniger empfehlen, und es handelte sich also darum, für neue Bedürfnisse auch neue Formen zu finden. Walther fand dieselben, indem er dem Lied den sogenannten Spruch an die Seite stellte, und er wurde so zwar nicht überhaupt, aber doch auf deutschem Boden wenn nicht der Begründer, so doch der erste namhafte Pfleger dieses neuen Zweiges der lyrischen Poesie. Derjenige Spruch

Walthers, welcher unmittelbar an Heinrichs Tod anknüpft, zeigt eine bange Grundstimmung:

Ich hört' ein Wasser rauschen
Und gieng den Fischen lauschen,
Ich sah die Dinge dieser Welt,
Wald, Laub und Rohr und Gras und Feld,
Was kriechet und was flieget,
Was Bein zur Erde bieget,
Das sah ich und ich sag euch das:
Da lebt nicht Eines ohne Hass.
Das Wild und das Gewürme,
Die streiten starke Stürme,
So auch die Vögel unter sich;
Doch thun sie Eins einmüthiglich:
Sie schaffen stark Gerichte,
Sonst würden sie zunichte;
Sie wählen Könige, ordnen Recht
Und unterscheiden Herrn und Knecht.
So weh dir, deutschem Lande,
Wie ziemet dir die Schande,
Dass nun die Mücke hat ihr Haupt
Und du der Ehre bist beraubt!
Bekehre dich! Nicht mehre
Der Fürstenkronen Ehre.
Die armen Könige drängen dich:
Philippen setz den Waisen auf, so weichen sie und beugen sich.

Der politische Standpunkt, welchen Walther von nun an in seinen Sprüchen verfocht, ist ein streng ghibellinischer. Er nimmt zuerst Partei für den staufischen Thronkandidaten Philipp von Schwaben, den „jungen süssen Mann“. Nachdem sodann Philipp durch Mörderhand gefallen war, tritt

Walther für den Welfen Otto in die Schranken, weil dieser auf dem Throne naturgemäss selber zum Ghibellinen geworden war; nachdem sich endlich Otto auf dem Throne unmöglich gemacht und der junge Friedrich von Sicilien, der Sohn Heinrich VI., Beweise seiner Selbstständigkeit abgelegt hatte, ergreift Walther dessen Partei. Er hält somit stets zu derjenigen Partei, welche er im Kampfe gegen Rom für die nationale hielt, und welche es auch, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, in der That war, und die Gefahr, für einen Reichsfeind gehalten zu werden, hätte für ihn selbst heutzutage in weiter Ferne gelegen.

Und auch sonst hat sich Walther dem päpstlichen Stuhle und den Schäden der Kirche gegenüber mit einem Freimuthe und mit einer Unerschrockenheit ausgesprochen, von welcher man beinahe sagen möchte, sie sei um zweihundert Jahre zu früh gekommen. So erklärt er z. B. die weltliche Macht für ein Unglück für die Kirche:

Es hat der König Constantin
Dem Stuhl zu Rom so viel verliehn,
Speer, Kreuz und Krone, dass er Macht erlangte.

Da rief der Engel laut: „O weh,
Und aber weh, und dreimal weh!
Die Christenheit, die jetzt so herrlich prangte,

Der ist ein Gift herabgefallen,
Ihr Honig wandelt sich zu Gallen;
Einst steht die Welt darob verzagt.“

Oder er tadelt das sinnliche und unkeusche Leben der Geistlichen und die unersättliche Geldgier des römischen Stuhls:

Ei! wie so christlich mag der Papst in Rom nun lachen,
Wenn er zu seinen Wälschen spricht: „Seht, solches kann ich machen!“
— Was er da spricht, das hätt' er besser nie gedacht. —
„Zwei Alamannen*) hab' ich unter Einen Hut gebracht;
Nun müssen sie das Reich zerstören und belasten.
Unterdessen füllen wir die Kasten;
Zinspflichtig sind sie meinem Stock und all ihr Gut ist mein,
Ihr deutsches Silber fährt in meinen wälschen Schrein.
Ihr Pfaffen esset Hühner, trinket Wein
Und lasst die Deutschen . . . . fasten.

Der Spruch fällt, wie sich aus einigen Andeutungen ergibt, in's Jahr 1213; im Jahre 1212 nämlich hatte Innocenz III. Otto IV. den jungen Friedrich II. als Gegenkönig entgegengestellt, und 1213 liess er in den deutschen Kirchen Opferstöcke aufstellen, in welche die Gaben für einen projectirten Kreuzzug sollten gelegt werden. Walther redet in einem in die nämliche Zeit fallenden Spruche den Opferstock selber an:

Sagt an, Herr Stock, hat euch der Papst gesendet,
Dass ihr ihn bereichert und uns arme Deutsche pfändet?
Wenn ihm die Hüll' und Fülle fliesst zum Lateran,
So übt er eine arge List, wie er's schon oft gethan.
Er sagt uns wieder, wie das Reich verworren stände,
Dass neuen Zins ihm jede Pfarre sende.
Des Silbers, fürcht' ich, kommt nicht viel zur Hilf' in Gottes Land;
Grosses Gut vertheilt nicht gern der Pfaffen Hand.
Herr Stock, er ist zum Schaden hergesandt,
Ob er in deutschen Landen Thörinnen und Narren fände.

*) Otto und Friedrich.

So gewaltige Worte des Zornes indessen Walthern zu Gebote standen, wenn er das Interesse Deutschlands und des Kaiserthums bedroht sah oder bedroht glaubte, so ist doch dieser Ton keineswegs der einzige, der in seinen Sprüchen herrscht. Auch andere Seelenstimmungen finden in denselben ihren Ausdruck, z. B. die des Dankes gegen Wohlthäter; so preist er z. B. den Landgrafen Hermann von Thüringen, seinen Gönner, der ihn mit klugem Griff an seinen Hof gezogen hatte:

Ich bin des milden Landgrafen Ingesinde,
Ich halt' es so, dass man mich immer bei den Besten finde.
Die andern Fürsten alle sind wohl mild, jedoch
So stätig sind sie's nicht; er war es einst und ist es noch.
Drum kann er besser als die Andern mild gebahren;
Er ist im Launenwechsel unerfahren.
Wer heuer prunkt und ist doch über's Jahr so karg als je,
Des Lob ergrünt und falbet wieder gleich dem Klee;
Thüringens Blume scheinet durch den Schnee,
Lenz und Winter blüht sein Lob wie in den ersten Jahren.

In ähnlicher Weise preist er auch den Kaiser Friedrich, als dieser seinen langjährigen Wunsch erfüllte und ihm ein Gut zu Lehen gab:

Ich hab' ein Lehen, alle Welt, ich hab' ein Lehen!
Nun fürcht' ich länger nicht den Hornung an den Zehen,
Will auch alle kargen Herren desto minder flehen.
Der edle Herr, der milde Herr hat mich berathen,
Dass ich im Sommer freie Luft und Winters Gluth gewann.
Meine Nachbarn sehn mich jetzt um so viel lieber an,
Nicht mehr als Kobold fliehn sie mich, wie sie es vormals thaten.
Zu lange lag ich an der Armuth Uebel krank,
Ich war so voller Scheltens, dass mein Athem stank;
Den hat der König rein gemacht, dazu auch meinen Sang.

Die Beziehungen unseres Dichters zu dem genannten Kaiser sollten sich indessen noch inniger gestalten. Es ergiebt sich nämlich aus einigen andern Sprüchen Walthers von der Vogelweide, dass diesem von Friedrich die Erziehung des Kaisersohnes Heinrich war anvertraut worden. Letzterer war aber etwas halsstarrig, der Ruthe bereits entwachsen und zur Führung des Schwertes doch noch zu jung, und Walther scheint auf dem Gebiete der Pädagogik schlechte Geschäfte gemacht zu haben.

Ihre höchste Vollendung indessen hat Walthers Poesie gerade in denjenigen Jahren erreicht, in welchen sonst die dichterische Kraft bei den meisten zu erlöschen pflegt. Gerade wie die Sonne beim Scheiden immer herrlichere, farbenreichere Strahlen zu versenden pflegt, so hat sich auch unser Dichter gerade in der Zeit, über welche hinaus wir seine Thätigkeit nicht weiter verfolgen können, zu immer höheren, immer seligeren Sphären emporgeschwungen. Die Welt ist ihm allmälig gleichgiltig, wo nicht verhasst geworden, und er glaubt sogar ihr baldiges Ende vorauszusehen, wenn schreckhafte Naturereignisse auf die Vergänglichkeit alles äusserlich Schönen hinwiesen und zu Busse und Entsagung aufforderten. In den Augen des mittelalterlichen Dichters und des mittelalterlichen Menschen überhaupt gab es aber kaum ein besseres Mittel, schon auf Erden sich um den Himmel gleichsam verdient zu machen, als die Theilnahme an jenen Zügen, deren Ziel die Gewinnung des heiligen Grabes und dessen Befreiung aus den Händen der Ungläubigen war. Darum dichtet denn auch Walther:

O weh, wohin verschwunden ist so manches Jahr?
Träumte mir mein Leben, oder ist es wahr?
Was stets mich wirklich däuchte, war's nur Trug und Spiel?

Ich habe lang geschlafen, so dass es mir entfiel.
Nun bin ich erwachet und mir ist unbekannt,
Was mir vormals bekannt war wie meine eigne Hand.
Leut' und Land, die meine Kinderjahre sahn,
Sind mir so fremd geworden, als wär' es nur ein Wahn.
Die mir Gespielen waren, sind nun träg und alt,
Verheeret ist das Feld, gefället ist der Wald.
Nur das Wasser fliesst noch, wie es vormals floss,
Wahrlich ja das Unglück, das ist mein Genoss.
Mancher grüsst verdrossen, der einst mich wohl gekannt,
Die Welt fiel allenthalben in des Unglücks Hand.
Weh, gedenk ich jetzo an manchen Wonnetag,
Der mir nun ist entschwunden, wie in das Meer ein Schlag.
Weh' und immer weh'.

O weh, wie sind verzaget die jungen Leute nun,
Vor Kummer und vor Leide, wie jämmerlich sie thun;
Sie wissen nur von Sorgen, weh wie thun sie so,
Wohin ich mich auch wende, find' ich Niemand froh.
Tanzen und Singen vergeht vor Sorgen gar,
Nie sah man unter Christen solche Jammerschaar.
Seht nur der Frauen Schmuck, der einst so zierlich stand,
Stolze Ritter tragen bäurisches Gewand.
Uns sind harte Briefe*) jüngst aus Rom gekommen,
Uns ist erlaubt zu trauern, Freude ganz benommen;
Nun schmerzt mich unendlich — wir lebten sonst so wonnevoll,
Dass ich jetzt mein Lachen mit Weinen tauschen soll.
Die Vögel in den Lüften schmerzet unsre Noth,
Was Wunder, wenn es mich betrübt bis in den Tod?

---

*) Anspielung auf Friedrichs II. Bannung im Jahre 1227.

Was sprech' ich Thor im Schmerze so manches eitles Wort?
Wer hier das Glück erjagen will, der misset jenes dort.
Weh' und immer weh!

O weh, wie hat man allen mit Süssigkeit vergeben;*)
Mitten in dem Honig seh' ich die Galle schweben.
Die Welt ist aussen lieblich, weiss, grün und roth,
Inwendig aber finster, schwarz als wie der Tod.
Wen sie nun hat verleitet, der suche Trost und Heil,
Für kleine Busse wird ihm Gnade noch zu Theil.
Daran gedenkt, ihr Ritter, es ist euer Ding,
Ihr traget lichte Helme, manch harten Panzerring,
Dazu die festen Schilde und das geweihte Schwert;
Wollte Gott, ich wär' für ihn zu streiten werth,
So wollt' ich armer Mann verdienen reichen Sold;
Nicht mein' ich Hufen Landes, auch nicht Fürstengold;
Die Himmelskrone trüg' ich in der Engel Heer,
Die mag gar wohl ein Söldner erwerben mit dem Speer.
Dürft' ich die liebe Reise fahrn über die See,
So wollt' ich ewig singen Heil und nimmermehr o weh!
Nimmermehr o weh!

Die ‚liebe Reise' über die See zu fahren ist dem Sänger wirklich zu Theil geworden, und im Jahre 1228 ist er, ohne Zweifel in Kaiser Friedrichs Heer, nach dem heiligen Lande gekommen. Ebenfalls spät wird der Spruch sein, in welchem Walther seinen letzten Willen ausspricht:

Nun theil' ich, eh man mich begräbt,
Mein fahrend Gut und liegend Land,
Dass Niemand Anspruch drauf erhebt,
Als dem ich hier es zuerkannt:

---

*) Vergiftet.

All mein Unglück will ich denen hinterlassen,
Die mit Hass und Neid am liebsten sich befassen,
Dazu der Reue Bitterkeit;
All mein Grämen
Mag der Lügner nehmen;
Mein thöricht Sinnen
Sei denen, die mit Falschheit minnen;
Den Fraun, nach Herzensfreude sehnlich Leid.

Auf Walthers letzte Lebenszeit weist auch ein in der Form eines Zwiegesprächs verfasstes Lied hin. Die Welt erscheint hier als ein dem Teufel gehöriges Wirthshaus, und der Dichter nimmt Abschied von demselben:

Walther.

Frau Welt, ihr sollt dem Wirthe sagen,
Dass ich ihn längst befriedigt habe;
All meine Schuld sei abgetragen;
Dass er mich aus dem Schuldbuch schabe.
Wer ihm noch schuldet, leb' in Sorgen;
Eh' ich ihm lange schuldig, wollt lieber ich bei Juden borgen.
Er schweigt bis auf den letzten Tag,
Dann aber nimmt er sich ein Pfand,
Wenn Jener nicht bezahlen mag.

Welt.

Walther, du zürnest ohne Noth,
Verweile länger noch bei mir.
Denk, wie ich stets dir Ehre bot,
All deinen Willen that ich dir,
Wenn du zuweilen was erbatest;
Mir war's von ganzem Herzen leid, dass du es nur so selten thatest.

Besinne dich, du lebst hier gut,
Und kehrst du ganz dich ab von mir,
Du wirst nie wieder wohlgemuth.

Walther.

Frau Welt, zu lang hab' ich gesogen,
Entwöhne mich, es ist nun Zeit;
Mich hat dein Zauberblick betrogen,
Er war so voller Süssigkeit.
So lang' ich dir in's Antlitz schaute,
Erschienst du mir so wunderhold, dass ich dir herzlich gern vertraute;
Doch scheusslich warst du ganz und gar,
Als ich von hinten dich ersah,
Ich muss dich schelten immerdar.

Welt.

Nun wenn ich dich nicht halten mag,
So thu mir dies zu Liebe noch,
Gedenk an manchen Freudentag,
Und schau nach mir mitunter doch,
Wird dir die Zeit zu lang, zurücke.

Walther.

Das würd' ich herzlich gerne thun; allein ich fürchte deine Tücke,
Vor der sich Niemand ja bewahrt.
Nun gönne Gott dir gute Nacht;
Nach meiner Herberg geht die Fahrt.

Nach dem Kreuzzuge hören alle sichern Spuren von Walthers dichterischer Thätigkeit auf und wir wissen nur, dass er die Heimat wiedergesehen und dass er in Würzburg seine letzte Ruhestätte gefunden hat. Dort im Kreuzgang des neuen Münsters wurde Walther von der Vogelweide

unter dem kühlen Schatten einer Linde begraben. Der Kreuzgang mit seinem Grashof, die Linde und der noch im vorigen Jahrhundert vorhandene Grabstein Walthers sind jetzt verschwunden; aber das Andenken an ihn ist gerade seit jener Zeit wieder lebendig geworden, weil seine Kunst von dergleichen äussern Denkmälern unabhängig und ein wahres „monumentum ære perennius“ ist.

An Walthers Tod knüpft sich noch eine hübsche Legende. In seinem Testamente nämlich soll derselbe bestimmt haben, dass auf seinem Grabsteine täglich die Vögel mit Semmeln sollten gefüttert werden. Später habe das Kapitel des Neumünsters jedoch verordnet, die Semmeln sollten nicht mehr den Vögeln, sondern den Domherren an Walthers Todestag gespendet werden. Die Veranlassung zu dieser Legende hat ohne Zweifel der Familienname des Dichters ‚von der Vogelweide‘ gegeben.

Ein moderner Herausgeber der Gedichte Walthers von der Vogelweide erklärt dieselben für „Feld- und Zeltpoesie“; damit könne man „Armeen aus der Erde stampfen, wenn es den Verwüstern des Reichs, den gallischen Mordbrennern, der römischen Anmassung zu wehren gilt“. Uns liegen dergleichen practische Zwecke fern, wenn wir Walthers Lieder und Sprüche hie und da zur Hand nehmen, und wir sind der unmassgeblichen Ansicht, ein gutes Kalbsfell oder eine leidliche Regimentsmusik werde auf deutsche Soldaten mehr Eindruck machen als irgend einer seiner vorgetragenen oder auch nicht vorgetragenen Sprüche. Wir lieben das Schöne und Edle um seiner selbst, d. h. um seiner Schönheit willen, auch wenn sich keine practischen Nebenzwecke damit verbinden lassen. An und für sich nun fallen Walthers Dichtungen ausschliesslich in den Kreis der lyrischen Poesie, und innerhalb der deutschen Lyrik nimmt

er eine höchst bedeutende Stellung ein. Es versteht sich zwar von selbst, dass ihm, so sehr er auch von der geistigen Bildung seines eigenen Jahrhunderts durchdrungen war, doch nicht die geistige Arbeit so vieler Jahrhunderte zu Gute kommen konnte, wie das z. B. bei Göthe der Fall war. Leider sind aber Wissen und Können oder, wie wir auch sagen könnten, hohe Geistesbildung oder Gelehrsamkeit und poetische Fruchtbarkeit durchaus nicht immer in jener schönen Harmonie verbunden, wie das z. B. gerade bei Göthe der Fall war. Viel eher möchte man im Hinblicke auf so manchen neuern Dichter zu der Annahme gelangen, dass mitunter das allzuviele Wissen lähmend auf das Können gewirkt habe. Und mit der Ueberlast des Wissens bei ungenügender oder, wie das auch zuweilen der Fall ist, künstlerisch geschmackloser Verarbeitung des Stoffes hängt es dann auch zusammen, dass solche Dichter den weitern Kreisen der Nation keineswegs in dem Grade bekannt und vertraut geworden sind, wie sie es wünschten, und wie es z. B. im Mittelalter gerade mit Walther von der Vogelweide der Fall war.

Dass Walthers politische Stellung und deren dichterische Aeusserungen nicht frei sind von gewissen Einseitigkeiten, liegt in der Natur der Sache, und es wäre z. B. ungerecht, wenn man in der Beurtheilung Innocenz III. keinen andern Maassstab als den unseres Dichters anzulegen wüsste. Wenn die deutschen Dichter jener Zeit unablässig klagen über die Einmischung der Päpste in die Angelegenheiten Deutschlands, so sind es doch die deutschen Könige selber gewesen, welche immer und immer die päpstliche Anerkennung gesucht haben und welche durch ihre unvernünftige italienische Politik den Papst sich auch zum politischen Gegner machten. Ein italienischer politischer

Dichter jener Zeit hätte vielleicht von den Hohenstaufen mit der nämlichen Zärtlichkeit gesprochen, wie es Walther von den Päpsten thut. Poetisch betrachtet aber ist ja allerdings Walthers Einseitigkeit eher ein Vorzug als ein Nachtheil; je mehr der Dichter von der ausschliesslichen Berechtigung seines Standpunktes überzeugt ist, und je weniger er sich durch Beachtung des gegnerischen beirren lässt, desto einheitlicher, kräftiger und wirkungsvoller werden auch seine Gedichte in den Augen Gleichgesinnter sein. Das Schöne und das Gute lässt sich dann seinen Dichtungen nicht absprechen und das subjective Wahre ebenso wenig. Zur Ermittelung des objectiv Wahren aber ist der politische Dichter überhaupt nicht verpflichtet; diese ist die Aufgabe des vorurtheilslosen Geschichtschreibers, überhaupt einer vorurtheilslosen und daher in der Regel auch einer spätern Generation.